

## Kunst und Leben.

Die Premieren der Woche: Berlin: Lessingtheater, „Comtesse Sudek“ von Franz von Schönthan und Koppel-Efeld. Berliner Theater, „Faust“ von Goethe. Adolf Ernst-Theater, „Frau Hohengrün“ von Chivot Roussel u. van Loo, deutsch von Ed. Jakobson. Paris: Gymnase, „Marcelle“ von Sardou.

„Hans Lange“, den man gestern im Burgtheater gab, ist hier im Jahre 1864 zum ersten Mal gespielt worden. Das muß man bedenken, wenn man gegen Hejse nicht ungerecht sein will: die Fehler der langsamen und matten Komödie sind weniger dem Dichter als der Zeit anzurechnen. Damals war es kühn, in die pommerische Chronik von Kantsow zu greifen, die erzählt, wie die grimmige Herzogin Sophie vor Haß gegen ihren Mann die Prinzen Bugslaff und Castmir so zu schinden sich nicht schämte, daß sie ohne einen wackeren Bauer aus Langke, eben den Hans Lange, der sich ihrer erbarmte, elend verdorben wären. Aber dazu hätte nun gehört, daß man den Figuren die rauhe Natur, die steife Unschuld, die knappe und einfältige Leidenschaft ließ, die sie bei dem Chronisten haben. Das ist Hejse nicht gelungen: immer in den Gebräuchen der Epigonen befangen, ja Mittel von Scribe (man denke an den Herzog im Raftan des Juden!) nicht verschmähend, kommt er vom Theatralischen nicht weg und es bleibt bei dem Worte Laubes, daß ihm „die letzte Gewalt einer starken Natur fehlt.“ Die Vorstellung war nicht gut. Man wollte es einmal ohne die Sandrock und Mitterwurzer versuchen: sie wurden durch Frau Lewinsky und Herrn Schreiner, einander würdig, vertreten; man kann sich das ungefähr ausmalen. Zu loben sind Baumeister, der den braven Hans schon bei jener Premiere vor eirunddreißig Jahren gespielt hat, Herr Rutschera und Herr Reimers.

H. B.

„Die Barbaren“ von Heinrich Stobitzer hatten bei ihrer Erstaufführung im Raimundtheater einen unbefruchteten, wenn auch nicht stürmischen Erfolg. Es wäre deshalb sehr verdienstlich, über dieses Lustspiel, das im Untertitel „Das Soldatenglied“ heißen, aber nicht von Lessing sein könnte, mit Nägeln und Klauen herzufallen; umso mehr, als es auch von der Tageskritik im allgemeinen glimpflich behandelt wurde. Aber es ist nicht gerade animierend, dies zu thun. Was kein Mensch für wirkliche Kunst hält, vermute ich nicht einmal die Clique, daran wird der Kritiker seine ästhetische Weisheit nicht weihen. Etwas Anderes und Wichtigeres ist es, daß Herrn Stobitzers Lustspiel auch als bloßes Amusement nicht zulänglich ist. Das beruht auf einem deutlichen Fehler der Mache. Der vom Verfasser beabsichtigte Effect soll nämlich jene sympathische Bewunderung sein, die sehr kraftvolle und männliche, aber dabei cultivierte und feine Menschen in uns erregen. Dieses nicht gerade originelle Requisit ist auf der Bühne noch immer erlaubt, weil es noch immer wirkt. Aber die zwei preussischen Uhlanen, die Herr Stobitzer zu dem beabsichtigten Zwecke auf die Bühne bringt, haben keine Spur von dieser unerbittlichen Ueberlegenheit der Racemenschen: Das sind Weichlinge der Sonnenthal- und Hüttenbesitzer-Tradition, die statt der sicheren, den Conflict überragenden Persönlichkeit nur die unterwürfige, dem Conflict ausweichende Correctheit kennen. Ihr „braves Kinderherz“ ist da, ihr „männlicher Trotz“ fehlt. Sie sind auch von den Herren Ranzenberg und Hedding dementsprechend mit gekrümmten Rücken gespielt worden.

Man schreibt uns aus Dresden: Das Königl. Hoftheater hat eine That gethan, für die ihm von vielen Seiten gedankt wird, es hat Sudek an nun seine Thore geöffnet. Man schließt daraus, daß es in Zukunft überhaupt der zeitgenössischen, der „modernen“ Production gegenüber toleranter sein wird als bisher. Und das ist sicher mit Freude zu begrüßen. „Das Glied im Winkel“ wurde bei der Premiere viel beklatscht, im dritten Acte schluchzten Parterre und Ränge laut hörbar. Trotzdem ist es sehr fraglich, ob man von einem Erfolge sprechen kann. Was die Kritik der Tagesblätter betrifft, so ist sie theils schwarz, theils weiß, theils grau, keinesfalls einig. Die Aufführung selbst unter Kobes Regie war ganz überaus vortrefflich, Wiens Rector Wiedemann und Fr. Salbachs Elisabeth meisterhaft.

## Bücher.

Robert Drill: „Soll Deutschland seinen ganzen Getreidebedarf selbst producieren?“ Münchener volkswirtschaftliche Studien, herausgegeben von Lujo Brentano und Walter Loß (Nr. 9). Stuttgart 1895. Verlag der F. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Die agrarische Krise hat dazu geführt, daß ein guter Theil der agrarpolitischen Literatur heute von Leuten stammt, die die Pflugschar mit der Feder vertauscht haben. Ob die Lage der Landwirtschaft dadurch verbessert wird, weiß ich nicht, doch will ich es hoffen. Die Volkswirtschaftslehre hat noch nicht übermäßig viel Nutzen davon gehabt, denn mit dem Erdgeruch allein, der diesen Schriften anhaftet, ist es nicht gethan. Wenn dagegen ein Mann, der die Landwirtschaft praktisch lernte, seine Erfahrungen in wissenschaftlicher Weise durchdenkt und durch wissenschaftliche Forschung ausdehnt,

ergibt sich für Theorie und Praxis ein Gewinn. Dies Urtheil trifft für das vorliegende Buch zu. Theoretisch betrachtet, meint Herr Drill, ist eine Steigerung der Getreideproduction auf die Höhe des deutschen Consums möglich. Nothwendig ist sie dagegen nicht, denn die vielbeklagte Abhängigkeit in der Getreideversorgung vom Ausland ist ein Argument, dessen Verbreitung seine Vertiefung überflüssig macht. Wünschenswert wäre die Versorgung durch das Inland nur, wenn den Getreideconsumenten, die den größten Bruchtheil des deutschen Volkes bilden, der Lebensunterhalt nicht vertheuert wird. Andernfalls wird die deutsche Exportindustrie, die für 3 Millionen M. Werte erzeugt, gefährdet. Die Kaufkraft der inländischen Arbeiter für die mannigfachen Producte wird geschwächt, die Criminalitätsziffer steigt mit den Preisen. Thatsächlich kommt, seit Aufhebung des Identitätsnachweises, der Zollschutz von M. 3-50 voll zur Geltung, wie Drill (S. 93) nachweist, so daß also die entsprechende Belastung eintritt. — Ohne solche Maßregel wäre eine Steigerung der Getreideproduction nur möglich durch Minderung der Productionskosten. Die Senkung der Bodenpreise genügt nicht. Dagegen würde die Anwendung von Drainage, Reihensaat, Handhacke, künstlichem Dünger von hohem Werte sein. Nimmt man an, daß der Freihandelspreis dauernd nicht unter M. 7 fallen kann, dann erhält man folgendes Ergebnis. Ohne die genannten Verbesserungen betragen auf einem Areal von 50 Hektar die Productionskosten (à M. 7-50 per Centner Weizen) M. 97-50, die Einnahmen M. 91-00, bleibt also ein Minus M. 6-50. Nach den angewandten Verbesserungen stellen sich die Kosten auf M. 18-286, die Erträge auf M. 21-000, Gewinn 2-814 M. Ähnliche Folgen hätte die Organisation des Absatzes. Wenn also eine Wirtschaft, die sich für intensiven Getreidebau eignet, richtig geführt wird, dann vermag sie ohne Zollschutz Getreide zu bauen. Die Eignung zum Körnerbau ist außer der Bodenqualität von Grundbesitzverteilung, Marktlage u. s. w. abhängig. Wirtschaften, bei welchen diese Bedingungen nicht zutreffen, müssen zur Viehzucht übergehen und das Getreide versüßern. Der Fleischconsum in Sachsen beträgt per Kopf 58 Pfund, in England 172 Pfund. Eine Steigerung desselben würde durch den Wegfall der Zölle ermöglicht werden, da hierdurch die Kaufkraft zunähme. Die deutschen Zölle haben nicht vermocht, eine Deckung des deutschen Bedarfs herbeizuführen, sie haben aber der Landwirtschaft den Ansporn zu Fortschritten genommen. In  $\frac{2}{3}$  Theilen Deutschlands herrscht heute noch die Dreifelderwirtschaft. Durch Incorporation des Grundbesitzes, durch Wertung desselben nach dem Ertrags-, statt nach dem Verkaufswert würde die Technik nur rückständig bleiben, nicht aber eine ausreichende Getreideproduction garantiert werden. Selbst die dauernde Festlegung des Getreidepreises — Antrags Kanitz — wäre nicht imstande, einen jeden Bedarf deckenden Getreidebau zu sichern, wenn nicht die Rentabilität des Getreidebaues während der Rentabilität der Viehzucht u. s. w. überlegen bliebe. Wenn die Viehzucht einen höheren Gewinn für die Einzelbetriebe verspricht, dann mag man den Getreidepreis noch so schamlos schrauben, der Landwirt wird doch Viehzucht treiben. Denn so laut auch die Agrarier schreien, es baut kein einziger von ihnen Getreide aus nationalen Gründen, sondern immer nur aus privatökonomischen. Das ist kein Unglück, das ist keine Schande, aber es ist auch nicht sittlicher, als sonstiger Gelderwerb. Dr. M. J. Bonn.

Karl Freiherr von Levezow: „Gedanken eines anderen von Ihmselbst.“ Wien. Carl Konegen.

Als ich zum erstenmal das Buch durchgelesen hatte, das so seltsam romantisch: „Gedanken eines Anderen von Ihmselbst“ betitelt ist, stand es mir als Ganzes peinlich beziehungslos gegenüber; gerade als Ganzes hat es sich mir später eingepreßt, so zwar, daß ich von seinen einzelnen Gedanken kaum reden kann, sondern nur von seinem Geschmack, den ich so einheitlich und wohlthuend empfinde wie den Geschmack einer Frucht. Kein Buch unserer Zeit hat auf diese besondere Weise auf mich gewirkt, von den Büchern vergangener Zeiten nur wenige, eines besonders, das mir gerade gegenwärtig ist: Die Denkwürdigkeiten des Fürsten von Signe. Man kann, glaube ich, die Wirkung der „Gedanken“ Levezows — allerdings mit einem peinlich classificierenden Wort — eine historische nennen, insofern sie uns nämlich von unserer eigenen Zeit jenes seltsame Schattenbild gewahren, welches wir so sehr von vergangenen Zeiten zu erlangen streben, jenes Schattenbild, welches aus der Erhebung des sterblichsten einer Zeit zum unsterblichsten entstanden scheint, jenen Eindruck, der so flüchtig, aber durchdringend ist, daß man ihn füglich einem Dunst vergleichen kann. Diesen Dunst der Zeit pflegen uns nicht die Werke großer, alter Künstler zu geben, noch weniger begreiflicherweise die Kunstwerke Lebender. Ein gutes Buch pflegt, indem wir in ihm irgend ein Element unserer Seele, eine Anschauung, ein Gefühl, einen Reiz eines Menschen wiederfinden, aber in einem andern Wert, in einer andern Rolle im Ganzen, gewaltsam beunruhigend wie eine eigene That oder ein eigenes Leiden in unser Leben einzugreifen und uns die Möglichkeit anderer Existenzen und die Anschauung der eigenen zu geben. Der Zeit als eines Ganzen, unserer und zugleich des Dichters Zeit gedenken wir dabei ebenjowenig, wie wir im Leben der alles durchdringenden Luft gedenken; denn empfinden wir einmal die Zeit entsprechend ihrer Wichtigkeit, so empfinden wir nur sie und nichts außer ihr. Und dies ist bei Levezow der Fall. Es verbleibt uns keine Einzelheit von seinem Buch; die Höhen und die Tiefen sind seltsam ausgeglichen und wir sehen sie wie die Gegenstände in der Nacht durch ein gemeinsames Medium; fast gleichwertig kommen uns die Schönheiten, die in den tiefen, verschlungenen Gedanken liegen, und die Hässlichkeiten der geometrisch mageren oder abstract unverständlichen oder falsch ironischen Form vor. Denn alles rührt uns. Mor.

Dr. med. J. A. Anderson: „Die Seele, ihre Existenz, Entwicklung und wiederholte Verkörperung“, kurzgefaßte, auf die Ergebnisse der modernen Wissenschaft sich stützende Darstellung der aus den Urquellen morgenländischer Religionsphilosophie fließenden Seelenkunde. Deutsch bearbeitet und mit einer Vorrede versehen von Ludwig Deinhard. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. 8° XXIV und 280 Seiten.

Das Buch will, wie die moderne Theosophie überhaupt, die moderne Wissenschaft in Einklang setzen mit der indischen Philosophie. Unter der